

Redaktion und Administration: Krakau, Dunajewskigasse Nr. 5

Telefon: Tag 2814, Nacht 3546.

Telegramm-Adresse: KRAKAUER ZEITUNG.

Postsparkassenkonto Nr. 144.538.

Zuschriften sind nur an die Adresse „Krakauer Zeitung“ Krakau 1, Abt. für Militär, zu richten.

Manuskripte werden nicht rückgesandt.

KRAKAUER ZEITUNG

Bezugspreis:
Einzelnummer . . . . 10 h
Monatsabonnement für Krakau mit Zustellung ins Haus K 2·40, Postversand nach auswärts K 3·—

Alleinige Inseratenannahme für Oesterreich-Ungarn (mit Ausnahme von Galizien und den okkupierten Provinzen) und das Ausland bei M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I., Wollzeile 16.

ZUGLEICH AMTLICHES ORGAN DES K. U. K. FESTUNGS-KOMMANDOS KRAKAU.

II. Jahrgang. Sonntag, den 22. Oktober 1916. Nr. 294.

Graf Stürgkh ermordet.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung“.)

Wien, 21. Oktober.

Ministerpräsident Graf Stürgkh ist heute um halb 3 Uhr nachmittags von einem Attentäter erschossen worden.

Graf Stürgkh sass um diese Zeit im Hotel Meissl u. Schaden in der Kärntnerstrasse; in seiner Gesellschaft befand sich Graf Aehrental. In seiner Nähe sass ein junger Mann, der sich plötzlich erhob, auf Graf Stürgkh zueilte und aus einer Entfernung von wenigen Schritten drei Schüsse auf ihn abfeuerte. Der Attentäter, ein blonder, hochgewachsener Mann, heisst Dr. Fritz Adler und ist ein Sohn des sozialdemokratischen Führers und Abgeordneten Dr. Viktor Adler.

Graf Stürgkh stürzte sofort tot zusammen. Baron Aehrenthal erhielt einen Schuss in den Fuss. Anwesende österreichisch-ungarische und deutsche Offiziere stürzten sofort auf den Mörder zu, der jedoch ruhig gefasst entgegnete: Ich laufe nicht davon. Ich bin der Schriftsteller Dr. Fritz Adler und werde meine Tat vor dem Gericht verantworten. Nach 20 Minuten erschien die Rettungsgesellschaft, konnte jedoch nur den eingetretenen Tod des Ministerpräsidenten feststellen.

Der Verhaftete war vollkommen gefasst und sah sich jeden der Anwesenden genau an. Er wohnte zuletzt in Wien, Sonnenhofgasse 5.

* * *

Ministerpräsident Karl Graf Stürgkh ist am 30. Oktober 1859 in Graz geboren und hat an der dortigen Universität studiert. Seit 1881 stand er im Staatsdienst und kam 1886 in das Kultusministerium. 1891 wurde er in den Reichsrat entsendet und kehrte 1893 wieder ins Kultusministerium zurück. Im Jahre 1901 erfolgte seine Ernennung zum Geheimen Rat, 1909 die zum Minister für Kultus und Unterricht, 1911 erfolgte seine Ernennung zum Ministerpräsidenten. Graf Stürgkh gehörte dem steierischen Grossgrundbesitz an und hatte sich während seiner Abgeordnetenzeit der Partei des verfassungstreuen Grossgrundbesitzes angeschlossen.

Oesterr.-ung. Generalstabsbericht.

Amtlich wird verlautbart: 21. Oktober 1916. Wien, 21. Oktober 1916.

Oestlicher Kriegsschauplatz:

In den ungarisch-rumänischen Grenzgebirgen wird weitergekämpft. Die Leistungen der in Schnee und Frost und in schwierigstem Gelände erfolgreich fechtenden Truppen sind über alles Lob erhaben.

Nördlich der Karpathen bei den österreichisch-ungarischen Streitkräften nichts von besonderer Bedeutung.

Italienischer Kriegsschauplatz:

Unsere Stellungen im Pasubioabschnitt stehen andauernd unter heftigem Geschütz- und Minenfeuer aller Kaliber. Vor dem Roite-Rücken bereitgestellte feindliche Infanterie wird durch unsere Artillerie niedergehalten. Vier italienische Angriffe gegen den Ostteil des Rückens wurden abgewiesen. Eine im Brandtale gegen die Talstellung vorgehende feindliche Kompagnie wurde aufgerieben. Wir haben 2 Offiziere, 159 Mann gefangen genommen und 10 Minenwerfer und sonstiges Material erbeutet.

Südöstlicher Kriegsschauplatz:

In Albanien nichts Neues.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes: **v. Höfer**, FML.

Der Weltbankier.

Das stolze Albion büsst nun sein Ansehen auch auf einem Gebiete ein, das ihm bis vor Ausbruch des Krieges keine Macht streitig gemacht hat. Neben der Herrschaft zur See hat es als der angesehenste Weltbankier gegolten, von dem man — selbstverständlich nur gegen volle Sicherheit — Geld, u. zw. zu ganz billigen Sätzen bekommen konnte. Die Londoner Börse war die Dirigentin der meisten Geldplätze der Welt, alle Börsenspielleute gehorchten willig den von dort ausgehenden Impulsen und die Londoner Diskontsätze haben den Takt für die meisten Weltbörsen angegeben.

Der Krieg hat nun nicht nur das militärische, sondern auch das wirtschaftliche Prestige des stolzen Albion erschüttert. Seine Ueberlegenheit zur See ist durch die deutschen Unterseeboote ins Wanken gekommen und seine Herrschaft auf dem Geldmarkte durch die Finanzierung des Weltkrieges vollständig untergraben worden. Der Weltbankier hat sich selbst zum Ententebankier degradiert, und bei diesem Unternehmen nicht nur sein moralisches, sondern auch sein finanzielles Konto so belastet, dass er jetzt mit seiner Kriegslast von 67 Milliarden Mark nur noch zu 6 Prozent Geld aufnehmen kann, während Deutschland und Oesterreich-Ungarn bei ihren ursprünglichen Anleihetypen von 5 Prozent, beziehungsweise 5½ Prozent geblieben sind.

An die Stelle Englands tritt nun Amerika als Weltbankier auf. Der letzte amerikanische Handelsausweis vom Juni 1916 gibt ein anschauliches Bild des Riesenaufschwunges des amerikanischen Handels. Darnach ist die amerikanische Ausfuhr fortwährend im Steigen begriffen und hat bereits die dreifache Ziffer gegenüber der des Jahres 1914 erreicht. Welch glänzendes Geschäft haben sich die Engländer durch den Eintritt in den Weltkrieg entgehen lassen! Mit welchen Gefühlen wird mancher englische Grossunternehmer die Tatsache vernehmen, dass zum Beispiel eine amerikanische Firma, die „Du Pont de Nemours Company“, im letzten Berichtsjahre einen Reingewinn v. 230,000.000 Mark zu verzeichnen hat; dieser Riesengewinn wird hauptsächlich von der Entente aufgebracht, die ihre Bestellungen i. Amerika bezahlen und ihre Goldbestände über den Ozean abschieben muss, weil die Amerikaner nur gegen Kassa liefern. Nach einer amerikanischen Berechnung sollen wöchentlich 60 Millionen Mark in Gold aus den Ländern der Entente nach Amerika wandern. Dem gegenüber sei darauf hingewiesen, dass der Goldbestand der Deutschen

Reichsbank sich immer bessert und in der letzten Woche den Stand von 2501.2 Milliarden Mark erreicht hat, während er am 31. Juli 1914 nur 1253 Milliarden aufzuweisen hatte.

Englands Finanzpolitik befindet sich auf einer schiefen Ebene. Dies ist für einsichtsvollere Engländer kein Geheimnis mehr. Neulich hat Wilson Fox in der „Times" berechnet, dass die Belastung des englischen Staatsbudgets mit alten und neuen Verzinsungs- und Tilgungsverpflichtungen nach dem Kriege auf jährlich 9.4 Milliarden Mark steigen wird. Wollte man diese Erfordernisse durch Steuern aufbringen, so würde das Volk um vieles, was es zum Dasein und Lebensgenuss braucht, gebracht werden. Es sei daher unbedingt nötig, sagt Wilson Fox, Mittel ausfindig zu machen, die das Volk vor der Verarmung und wirtschaftlichen Niederlage retten. Wilson Fox schlägt vor, dass der Staat selbst zum Grossunternehmer werden soll. Man müsse darnach streben, dem Staate Betriebsmöglichkeiten zu verschaffen, aus denen die Mittel zur Verzinsung und Tilgung der öffentlichen Schulden fliessen könnten. Es bleibe kein anderer Ausweg.

Lord Grey erklärte bei Beginn des Krieges, dass es für England in wirtschaftlicher Hinsicht gleichgültig sei, ob es am Kriege teilnehme oder nicht. Die Tatsachen beweisen das Gegenteil. Die Londoner Börse, dieses empfindlichste politische und wirtschaftliche Barometer, das die kommenden Ereignisse früher zu ahnen pflegt, als mancher Politiker, hat auch vor einigen Tagen die englische Finanzkraft richtig eingeschätzt, indem sie die englischen Konsols mit 56½ notierte. Diese Tatsache ist die beste Illustration zu Albions Finanzlage. Rnr.

TELEGRAMME.

Ernennung des Prinzen Heinrich von Preussen zum österr.-ungar. Grossadmiral.

Wien, 20. Oktober. (KB.)

„Streffleurs Militärblatt" meldet:

Seine k. u. k. Majestät geruhte Allergnädigst das nachstehende Allerhöchste Befehlsschreiben zu erlassen:

„Ich ernenne seine königliche Hoheit Heinrich Prinzen von Preussen zum Grossadmiral.

Wien, am 9. Oktober 1916.

Franz Joseph m. p."

* *

Prinz Heinrich von Preussen, der jüngere Bruder Kaiser Wilhelms, hat an der Leitung der deutschen Flotte und an deren Entwicklung regsten Anteil genommen. Im Jahre 1880 legte Prinz Heinrich von Preussen die Seeoffiziersprüfung ab, wurde 1889 zum Kapitän ernannt und war sodann Kommandant der ersten Matrosendivision in Kiel, 1896 erfolgte seine Ernennung zum Divisionschef des ersten Geschwaders, 1897 leitete er das zweite Ostasiengeschwader. Im Jahre 1901 Admiral, wurde Prinz Heinrich 1903 Chef der Ostseemarinestation und 1906 Chef der aktiven Schlachtflotte. Die Ernennung des Prinzen zum Grossadmiral der ruhmvollen österreichisch-ungarischen Kriegsflotte bildet ein neues, festes Band in den bundestreuen, innigen Beziehungen zwischen der Monarchie und dem Deutschen Reich.

Die Kriegskarte für 1916.

London, 20. Oktober. (KB.)

„Daily Chronicle" schreibt: Die jetzigen Kämpfe haben teilweise den Charakter eines Sports, den alle Verbündeten in den paar Wochen vor Einbruch des Winters machen. Der Feind hat nur noch ein Aufmarschgebiet, nämlich Rumänien. Wenn unsere Verbündeten dort aushalten, bis Schnee fällt, dürften sie in Sicherheit sein.

Unsere anderen Bundesgenossen können hauptsächlich an den Hauptfronten in der Picardie und in Galizien vorrücken, aber auch für sie ist die Zeit kurz, da das Schneewetter wahrscheinlich chronisch wird. Dann ist es noch möglich, dass die Italiener auf dem Karst noch weitere Fortschritte machen; im übrigen scheint die Kriegskarte für 1916 so ziemlich abgeschlossen zu sein.

Minengefahr in der norwegischen See.

Kopenhagen, 20. Oktober. (KB.)

„Politiken" meldet: Infolge der Stürme der letzten Tage riss sich eine grosse Anzahl von Minen in der norwegischen See los. Sie bedrohen die Schiffahrt an der jütischen Westküste. Ein dänisches Inspektionsschiff ging ab, um die Minen unschädlich zu machen.

Ein neuer eisfreier Hafen für Russland.

Kopenhagen, 20. Oktober. (KB.)

„Politiken" meldet aus Bergen:

Der Besuch des russischen Ministers an der Murmanküste und im Gouvernement Archangelsk ist jetzt abgeschlossen. Der Besuch erstreckte sich bis zum Endpunkt der im Bau begriffenen Murmanbahn beim Fischerdorf Sensnowa, das als zukünftiger wichtigster eisfreier russischer Hafen an der Murmanküste ausersehen ist und den Namen „Romanos" erhalten soll.

Explosion in einem Schweizer Sprengstofflager.

Bern, 20. Oktober. (KB.)

In der Umgebung von Luzern ereignete sich nachmittags eine Explosion in einem Sprengstofflager. Fünf in der Nähe beschäftigte Arbeiter wurden getötet.

Aufleben des Präsidentschafts-Wahlkampfes.

Die Deutschen für Wilson.

London, 20. Oktober. (KB.)

Die „Times" melden aus Washington:

Die Präsidentschaftskandidaten verstärkten ihre Tätigkeit, weil zahlreiche Gruppen von Wählern, denen es wirtschaftlich sehr gut geht, sich vollständig apathisch verhalten. Wilsons Reise erregt in Arbeiterkreisen und bei den kleinen Leuten Begeisterung. Die Parteien konzentrieren ihre Bemühungen auf die Staaten des mittleren Westens und auf den unteren Mississippi. Später wird wahrscheinlich der Staat Newyork der Hauptkampfplatz werden. In Ohio und Indiania hatten die Demokraten und Republikaner den Wahlkampf begonnen. Das einzige neue Element ist, dass die Deutschen neuerdings geneigt scheinen, für Wilson zu stimmen.

Falsche Angaben über den Lebensmittelverkehr aus dem k. u. k. Okkupationsgebiet.

Eine amtliche Richtigstellung.

Lublin, 20. Oktober.

Das Pressebureau des k. u. k. Militär-Generalgouvernements teilt mit:

Das „Salzburger Volksblatt" vom 5. Oktober 1916 brachte eine Meldung aus Gmunden, in der es hiess, in einer Sitzung der dortigen Stadtvertretung habe Bürgermeister Dr. Krackowitzer berichtet, dass ein Händler aus Lublin der Gemeinde Anerbieten über Besorgung der verschiedensten Lebensmittel gemacht habe, die in Russisch-Polen in Hülle und Fülle vorhanden seien. U. a. seien dort 50.000 Waggons Kartoffel voriger Ernte verfault. Die Redaktion des „Salzburger Volksblatt" hatte diesem Berichte die Bemerkung beigefügt, dass wohl alles daran gesetzt werden sollte, damit diese überschüssigen Vorräte ins Hinterland abtransportiert werden.

Hierzu sei Folgendes festgestellt:

Im Herbst 1915 wurden von verschiedenen Körperschaften, Stadtverwaltungen usw. ungefähr 6000 Waggons Kartoffel aus dem k. u. k. Okkupationsgebiete ausgeführt.

Für das Frühjahr 1916 wurde dem k. k. Ministerium des Innern das ausschliessliche Recht für Einkauf und Ausfuhr der Kartoffelüberschüsse erteilt. Das k. k. Ministerium des Innern hat seinerzeit die Durchführung der legitimierten Einkaufsstelle „Miles" übertragen.

Dank der Unterstützung dieser Gesellschaft durch die militärischen Verwaltungsbehörden mit allen zu Gebote stehenden Mitteln ist es tatsächlich gelungen, die restlichen Kartoffelüberschüsse in der Höhe von rund 10.000 Waggons aufzubringen und in das Hinterland abzuschieben. Dass die Erfassung dieser Ueberschüsse eine restlose war, geht aus dem Umstande hervor, dass bereits im Spätfrühling in einzelnen Gebieten des k. und k. Okkupationsgebietes Knappheit, ja Mangel an Kartoffeln eintrat. Jene Kartoffelmengen, die wegen ungünstiger Abschublage nicht an die Bahn gebracht werden konnten, wurden in zwanzig Trocknungsanlagen auf Futterschnitte getrocknet.

Daraus erhellt, dass die Behauptung, im Bereiche des k. u. k. Okkupationsgebietes seien 50.000 Waggons Kartoffel voriger Ernte verfault, unwahr ist. Tatsächlich wurden sämtliche Kartoffelüberschüsse restlos aufgebracht und abgeschoben, beziehungsweise in Trocknungsanlagen verwertet.

Die k. u. k. Militärverwaltung in Polen hat für die vollständige Erfassung aller Lebensmittelüberschüsse vorgesorgt und stellt sie den kompetenten Verteilungsstellen des Hinterlandes zu Preisen zur Verfügung, die sich unter dem Niveau der im Hinterlande amtlich festgesetzten Preise bewegen.

Aus dem sträflichen Versuchen einzelner Elemente, mit Umgehung der Vorschriften im Wege direkter Lieferungen an einzelne Stellen des Hinterlandes Lebensmittelwucher zu treiben, erklärt sich das vom genannten Bürgermeister angeführte Angebot eines Händlers aus Lublin.

Verurteilung eines englischen Abgeordneten.

Auslieferung von Kriegsgeheimnissen.

London, 20. Oktober. (KB.)

(Reuter-Meldung.) Das Mitglied des Unterhauses King wurde wegen Uebertretung des Reichsverteidigungsgesetzes zu einer Geldstrafe von 100 Pfund Sterling verurteilt.

King hatte Informationen über Kriegsmaterial an Georg Rafalovich in New York mitgeteilt. Rafalovich ist ein gebürtiger Franzose und naturalisierter Engländer, der in der ukrainischen Bewegung tätig ist und sich während des Krieges nach Amerika begeben hatte. Von den „Times" wurde ihm vorgegen zur Sin-Feiner-Bewegung unterhalte.

Der gesamte Reinertrag der „Krakauer Zeitung" fliesst Kriegsfürsorgezwecken zu.

Gerichtssaal.

Prozess gegen Uryga und Konsorten.

(12. Verhandlungstag.)

Der heutige Verhandlungstag wurde hauptsächlich von Zeugeneinvernahmen der übrigen Magistratsbeamten der Va Abteilung ausgefüllt, welche sich ausführlich über die anlässlich der Musterungen dort gemachten Wahrnehmungen äusserten.

Vernommen wurde der Magistratsrat Blotnicki, ferner der Beamte Kobiela, der Diener Zyra.

Magistratsrat Blotnicki gab an, dass sämtliche in der Abteilung fungierenden Beamten vom verstorbenen Obermagistratsrat Golinski über ihre Obliegenheiten genau instruiert wurden. Namentlich war ihnen genau bekannt, dass regelmässig die Identität des Anmeldenden zu prüfen war und dass derselbe nur das Legitimationsblatt zu erhalten habe, die beiden anderen Blätter nur in Ausnahmsfällen, wenn dies aus technischen Rücksichten erforderlich war.

Dass Uryga sich in misslichen Vermögensverhältnissen befinde, war dem Zeugen bekannt, weil er Wechselschulden hatte, für welche seine Kollegen das Giro übernommen hatten. Er hätte auch aus diesem Grunde Bedenken gehabt, ihn auf so einem verantwortungsvollen Posten zu belassen, doch stand ihm hierauf keine Ingerenz zu, da der Leiter der Abteilung nicht er, sondern Obermagistratsrat Golinski war.

Am interessantesten gestaltete sich die Einvernahme des Magistratsdieners Zyra, welcher unter Eid angab, dass er den Leon Leib Rieser nahezu täglich vor- und nachmittags im Magistrat gesehen habe, hauptsächlich bei Uryga, Jaskier und Starkel.

Den Simon Silberstein hat Zeuge gleichfalls zirka zehnmal beim Magistrat gesehen; davon ein- bis zweimal im Bureau Jaskiers, die anderen Male im Korridor vor Jaskiers Tür. Einmal hat Jaskier beim Vater Silbersteins einen grösseren Einkauf in Vorhängen, Stors, Leinwand, Teppichen etc. gemacht; es war ein grosses Paket, welches Zeuge nach der Wohnung Jaskiers zu schaffen hatte. Damals glaubt Zeuge in einem anwesenden jungen Mann gleichfalls den Angeklagten Silberstein erkannt zu haben.

Gelegentlich der Konfrontation mit Simon Silberstein agnosziert Zeuge den Letzteren mit Bestimmtheit als denjenigen, welchen er in Jaskiers Bureau gesehen hat, während er die Frage, ob derselbe auch damals bei dem Einkauf in dem Laden des Vaters des Angeklagten zugegen war, nicht mit voller Sicherheit bejahend beantworten kann. Zeuge erinnert sich, einmal ein zirka 15 Kilogramm schweres Paket mit Akten über Auftrag Jaskiers aus dem Magistrat in dessen Wohnung getragen zu haben, den Inhalt des Paketes kennt er nicht.

Auch die Marie und Gerson Rieser sowie die beiden Winzelberg hat Zeuge zu wiederholtenmalen beim Magistrat gesehen und agnosziert auch diese. Der Angeklagte Jaskier, zur Aeusserung vom Verhandlungsleiter Oberleutnant-Auditor Dr. Reut aufgefordert, gibt den Einkauf bei Simon Silbersteins Vater zu und sagt auf die Frage, was in dem Aktenpaket gewesen sei, es wären alte Legitimationsblätter gewesen, die er als Makulatur zu verwenden beabsichtigte. Der Zeuge Michael Rzymek wird über ein Schreiben, welches er als Untersuchungshäftling und Zellengenosse Jaskiers im Dezember v. J. an den Untersuchungsrichter gerichtet hat, einvernommen.

Er bestätigt, dass ihm Jaskier damals gesagt hat, er werde nichts gestehen, weil man ihm nichts werde beweisen können, da er ohne Zeugen gearbeitet habe. Bloss die zwölf gefälschten Blätter, welche auf seinem Schreibtisch gefunden wurden, werde er zugeben und auf eine Unterschiebung zurückführen.

Jaskier gibt das Gespräch mit Rzymek zu, bestreitet jedoch im Wesentlichen dessen Inhalt.

Zeuge Bosowski, Kanzleioffiziant der Bezirkshauptmannschaft in Podgórze, bestätigt, dass Jaskier sich einmal nach einem Evidenzschein eines Bekannten bei ihm erkundigte und hinzufügte, dass man dabei viel verdienen könne.

Jaskier sagt, dass diese Bemerkung im Scherze gemeint war.

Der Zeuge Isaak Engländer, welcher über den Umstand vernommen werden sollte, dass er dem Jaskier für die Fälschung eines Legitimationsblattes für Joachim Schenker 300 Kronen bezahlt hat, entschlägt sich unter Berufung auf § 190 Militärstrafprozessordnung der Zeugenaussage, weil er eine strafgerichtliche Verfolgung befürchtet.

Hierauf wird die Verhandlung um 12 Uhr mittags unterbrochen.

Fortsetzung am 23. Oktober um halb 9 Uhr vormittags.

Aus dem goldenen Buche unserer Armee.

In kurzen Umrissen geschildert, haben viele hundert Heldentaten unserer kriegserprobten Söhne, Enkel, Männer, Brüder, Väter, Neffen bereits in diesen Blättern Würdigung gefunden.

So viele Aberhundert und -tausende, deren Verdienste die gleichen waren, konnten bisher ihren gebührenden Platz in der Oeffentlichkeit nicht finden. Vieles, was im goldenen Buche nicht fehlen darf, konnte bisher überhaupt nicht aufgezeichnet werden. Das goldene Buch kann gegenwärtig nur lichtblitzartig festhalten, was an ausserordentlicher Bezeugung von Mannesmut, Vaterlandsliebe und Kühnheit von den kämpfenden Truppen immer wieder geleistet wird.

Was aber auch in dieser Ehrentafel verzeichnet gehört — Generationen werden immer von Neuem über Vieles staunen dürfen, was heute nahezu selbstverständlich geworden ist — das mögen die folgenden Schilderungen ahnen lassen:

Der Brief eines Truppendivisionskommandanten über das, wahrhafte Vaterlandsliebe erweisende Dahinscheiden eines Offiziersaspiranten, der gleicherweise das alles überstrahlende Heldentum eines Sterbenden, wie das warmfühlende Herz eines Kommandanten offenbart, und das Dankschreiben eines 80jährigen Vaters, den der Krieg eines Sohnes beraubt hat, für die fürsorgende Anteilnahme, welche dem armen, des Familienerhalters Beraubten, zuteil wurde.

I.

Kadett Oskar Dostal des Inft.-Regimentes Nr. 47, Sohn eines Gutsverwalters in Mähren, wurde im Laufe der dritten Isonzoschlacht von einer feindlichen Granate zerfleischt, ins Feldspital Gorjansko gebracht. Vergebens war die Kunst der Aerzte, dem durch enormen Blutverlust Erschöpften am Leben zu erhalten. Nachdem sie ihn so gut als möglich versorgt hatten, spendete ihm der Feldkurat die Tröstungen der Religion. Tief ins Herz getroffen von dem Anblick des sterbenden Jünglings, der heiter und geduldig den Tod erwartete, traten dem Pater Tränen in die Augen. Kaum sah dies der junge Held, als er — voll bei Bewusstsein — sprach: „Warum weinen Sie, Hochwürden? Doch nicht um mich? Weinen Sie um meine Eltern, deren einziger Sohn ich bin? Sagen Sie ihnen, ich habe meine Wunden mit Geduld ertragen und habe den Tod gern auf mich genommen — ich sterbe ja fürs Vaterland." Dann verhauchte der Held sein junges Leben.

Welcher Orden wäre hoch genug, welches Denkmal gross genug, um solches Heldentum zu ehren. Es scheint mir, dass diese unübertrefflichen Worte in die Bücher unserer Jugend gehören, damit sie sie mit Bewunderung im Herzen ewig wiederhole. Das wird wohl auch das schönste Denkmal sein, das man diesen Helden errichten kann. S... FML.

II.

Löbliches hohes k. k. Armee-Oberkommando!

Der ehrerbietigst Gefertigter Wenzl Nökl erlaubt sich für die beträchtliche Geldsendung einen hohen Oberkommando seinen innigsten Dank auszusprechen! Wenn etwas meinen Schmerz über den Tod eines lieben Sohnes zu mildern imstande ist, so ist es die Anerkennung und Hilfe des hohen Oberkommando, die mein Sohn nach seinem Tode noch gefunden. Geleitet von dem Grundsatz: Ans Vaterland, ans Theure schliess dich an, das halte fest mit Deinem ganzen Herzen! sind meine vier Söhne hinausgezogen und kämpften mit dem Feinde, was für mich den 80jährigen Kleinbauern mitunter recht hart war, zumalen mein jüngster Sohn nun auch dem Rufe seines Kaisers zu folgen hatt. Viele Schreiben meines gefallenen Sohnes enthielten die Worte Siegen oder Sterben! Nun ja das Sterben war ihm beschieden, und ich flehe zum lieben Gott, dass der Sieg unserer heldenmütigen k. k. Armee stets verbleiben möge.

In tiefster Ehrfurcht ergebenster
Wenzl Nökl.

Nach Schluss der Redaktion.

Prinz Waldemar von Preussen in Konstantinopel.

Konstantinopel, 20. Oktober (KB.)

Prinz Waldemar von Preussen ist abends mit dem Balkanzuge hier eingetroffen. Er wurde am Bahnhof namens des Sultans vom Prinzen Zia Eddin, dem deutschen Geschäftsträger, dem Armee-Kommandanten Essad Pascha, mehreren hohen türkischen und deutschen Offizieren und Würdenträgern empfangen.

Der Prinz, der von einer zahlreichen Menschenmenge lebhaft begrüsst wurde, stieg als Gast des Sultans im Merassim-Palais ab. Der Prinz wird morgen vom Sultan empfangen werden.

Eingesendet.

Lokalnachrichten.

Eine allgemeine Besichtigung des Gemäldes von dem bekannten Schlachtenmaler Kossak, „Rokitna", veranstaltet in dem Gebäude der Gesellschaft für schöne Künste die Abstinenter-Gesellschaft „Eleuterie" Sonntag, den 22. ds. für Mitglieder und Gäste gegen spezielle Preisermässigung. Die Zusammenkunft findet in dem Lokale „Eleuterie", Karmelickagasse 21 um 1½ Uhr nachmittags statt. Am demselben Tage wird Herr W. Machalski, ein Bürgerschullehrer, um 6 Uhr abends einen von Bildern begleiteten Vortrag „Ueber die schädliche Wirkung des Alkohols auf den menschlichen Organismus" halten.

Kleine Chronik.

Der britische Dampfer „Alaunia", ein Cunarddampfer von 13.405 Registertonnen ist nach einer Meldung Reuters gesunken.

In Italien wurde die öffentliche Beleuchtung auf die Hälfte und nach halb elf Uhr abends auf ein Viertel des bisherigen Ausmasses herabgesetzt.

Dem deutschen Reichstage ist eine Vorlage zugegangen, durch die ein neuer Kriegskredit von 12 Milliarden angefordert wird.

Oesterreichisch-ungarische Flieger haben nach Berichten russischer Blätter in der letzten Zeit in den russischen Etappen grossen Schaden angerichtet. Erwähnt werden erfolgreiche Flugangriffe bei Luck, bei Dubno und in Kamienec Podolski. Ueberall wurde bedeutender Schade angerichtet.

Aufbewahrung von Kartoffeln und Ueberwinterung frischen Gemüses.

Bei der enormen Bedeutung der Kartoffeln in der jetzigen Kriegszeit muss der Aufbewahrung der Knollen erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt werden, um unnötige Verluste tunlichst hintanzuhalten.

Ein gutes, altes Verfahren, Kartoffeln ein ganzes Jahr lang frisch zu erhalten, wäre fol-

gendes: In möglichst sandigem und trockenem Boden wird eine Grube, etwa ein Meter im Geviert und 80 bis 100 Zentimeter tief, ausgehoben. Auf den Grund dieser Grube schüttet man gesunde, tunlichst gleichmässig grosse Kartoffeln, in einer Schichte, also einen Kartoffel hoch, doch so, dass an den Enden ein Teil der Grube, wo der Arbeiter stehen kann, frei bleibe, weil auf den Knollen nicht herumgetreten werden darf. Diese Schichte Kartoffeln bedeckt man mit der ausgehobenen Erde so, dass jede Knolle mit Erde bedeckt ist, gibt obendrauf wieder eine Schichte Erdäpfel, dann Erde, und so fort, bis die Grube etwa bis 25 Zentimeter unter der Erdoberfläche gefüllt ist. Nun wird ganz mit Erde zugeräumt und obendrauf noch ein Erdhügel von 25 bis 30 Zentimeter Höhe gemacht, der abgedacht oder abgerundet sein muss, damit das Regenwasser abfliesst und nicht in die Grube gelangt. Gegen sehr starken Frost, dann gegen Sonnenstrahlen im Frühjahr müssen die Gruben unbedingt geschützt werden durch eine entsprechende Decke.

Die so eingelagerten Kartoffeln verlieren gar nichts an ihrer Frische, wie etwa in Kellern oder Mieten, und halten sich, die Verwendung gesunder, reiner, trockener Knollen vorausgesetzt, tadellos etwa ein volles Jahr lang.

Die Ueberwinterung frischen Gemüses ist bei den jetzigen Verhältnissen ebenfalls sehr wichtig. Am häufigsten wird das Gemüse in den Kellern einfach in Sand eingeschlagen und nach einigen Wochen fängt es schon an zu spriessen, die Blätter entwickeln sich bei der Kellerwärme oft schnell, das Gemüse verliert an Zartheit und Nährwert und geht schliesslich in Fäulnis über. Hier ist die mangelnde kalte Lagerung der Hauptmangel. In der Kälte stockt das Wachstum der Gemüse und die Fäulnis wird behindert. Je weniger aber eine mässige Kälte auf das Gemüse einwirken kann und je näher das Frühjahr heranrückt, um so weniger hält sich das Gemüse. Also kühle Keller sind notwendig. Von grossem Einfluss auf die Haltbarkeit ist aber ausser einer mässigen Kälte auch die Festigkeit des Gemüses selber. Man darf nur feste, abgehärtete, fehlerfreie Sorten für die Ueberwinterung wählen, die nicht zu früh, also erst bei Eintritt des Herbstes, dem Boden entnommen werden; zu spät gesäte Pflanzen bleiben aber auch zu hart und faulen eher als früher oder rechtzeitig gesäte. Ebenso ist Gemüse von stark gedüngten Böden mehr der Fäulnis ausgesetzt, da die Gewebe zu weich sind. Am besten ist nun die Ueberwinterung im Freien, statt in Kellern, oder an sonstigen, oft dunstigen und dumpfigen Orten. Kohlgewächse werden am vorteilhaftesten durch Einschlagen in etwas ausgehobenen Beeten überwintert. Bei eintretendem Frost werden dann die Beete mit Reisig oder Laub bedeckt.

Goethe und die Russen.

Als sich der russische Staatsrat von Struve in Weimar aufhielt, wurde er dem Personal der dortigen Bibliothek bald sehr lästig, weil er in der Bibliothek recht selbstherrlich auftrat, dort herumsuchte und Ansprüche stellte, die kaum erfüllt werden konnten. Man sah, der Herr fühlte sich wie zu Hause und glaubte die Beamten in Weimar so behandeln zu dürfen, wie er es bei seiner russischen Dienerschaft gewohnt war.

Dazu brachte er viele Fremde mit auf die Bibliothek; wo er nur auf der Strasse einen Fremden traf, der selbst keinen Zutritt zur Bibliothek hatte, nahm er ihn mit sich und führte ihn in der Bibliothek herum. Wollten diese Fremden nun beim Verlassen der Bibliothek dem Diener ein Trinkgeld geben, so fuhr Struve dazwischen mit dem Bemerken, das sei hier weder nötig, noch üblich. Der Bibliotheksdiener liess sich das eine Zeitlang gefallen; dann aber, als wieder Struve einen Fremden am Trinkgeldgeben hinderte, sagte er ganz dreist: „Herr Staatsrat, das geht Ihnen aber nichts an! Wenn die Herren mir etwas schenken wollen, brauchen Sie das nicht hindern!" Der Staatsrat aber beschwerte sich beim Bibliothekar Kräuter, dem früheren Sekretär Goethes, und dieser erwiderte ihm, die Fremden hätten zwar allerdings nichts zu zahlen, wenn sie aber freiwillig etwas geben, so habe niemand ein Recht, sie daran zu hindern. Darauf drohte Struve, den diese Antwort sehr verdross, bei dem Chef der Bibliothek, Goethe, Beschwerde zu führen, was Kräuter veranlasste, ihm zuvorkommend, noch am selben Tage Goethe davon Mitteilung zu machen. „Ja, ja," meinte Goethe, „die Russen! Die werden uns bald hier auf die Hühneraugen treten und dann noch verlangen, dass wir uns bedanken."

Achtung! Granate!

Ueber das Bücken und Beugen der Soldaten beim Herannahen von Geschossen ist viel und oft geschrieben worden. Es ist eine unwillkürliche Reflexbewegung, der auch die Tapfersten nicht entgehen, ebensowenig wie die Besonnensten, die sich sagen, dass jenes Bücken absolut nichts nutze, dass die Granate doch platzen und auf den sich Bückenden niederfallen könne. Auch in früheren Zeiten war dieses Bükken schon oft Gegenstand von Betrachtungen, Befehlen usw. Der preussische General von Ramin rief bei einem hitzigen Gefecht während der Belagerung von Schweidnitz am 28. September 1762 seinen Soldaten zu: „Bückt und beugt euch, liebe Kinder, soviel ihr wollt, aber steht und beschiesst mir die Feinde; dann sollt ihr sehen, wie gut alles gehen wird!" Anders der schlachtenerprobte bayrische General von Deroy (1743 bis 1812), der in einem Tagesbefehl sich darüber äusserte: „So tapfer sich die Königlichen Truppen auch bei mehreren Gelegenheiten gezeigt haben, so ist doch hie und da die gehörige Fassung nicht bewiesen worden, indem bei beginnender Kanonade die Leute sich bückten. Dieses ist aber ein grosser Misstand und gibt den Soldaten bei fremden Truppen, die es etwa bemerken, das Ansehen einer unter ihnen herrschenden Furcht, wie denn auch durch das öftere Bücken, welches immer einer dem anderen nachmacht, und wozu besonders junge Burschen, wenn sie es von anderen sehen, verleitet werden, allmählich eine Schüchternheit entsteht, welche endlich in gänzlichen Mangel an Haltung ausartet." Er gibt dann Weisungen an die Offizere, wie dem Uebel abzuhelfen sei.

Merkwürdig ist, dass dem Bücken die grossen Soldaten geneigter sind als die kleinen, die Reiter mehr als das Fussvolk. Der preussische Reiterführer General von Schreckenstein berichtet: „Auffallend ist es mir gewesen, dass auch an dem Schlachttage an der Moskwa (7. September 1812), trotzdem die Mannschaft äusserst ruhig im stärksten Feuer aushielt, das Bücken, wenn die Kugeln hart über die Glieder hinstrichen, nie ganz aufhörte, und ich schliesse daraus, dass es nur wenig Menschen gibt, die sich stets in dem Masse in der Gewalt haben, dass sie nicht unwillkürlich den Körper bewegen, vielleicht dem Drucke der Luft nachgeben, da ein jeder Verständige bald einsehen muss, wie die Gefahr im Augenblick, da er sich bückt, längst vorüber ist. Ich habe sogar wahrgenommen, dass alte Soldaten, die anscheinend in grösster Gemütsruhe das Springen einer Granate abwarteten, sich dennoch bückten oder bewegten, wenn später eine Kugel sehr nahe an ihnen vorbeiflog.

Diese Erscheinung wiederholte sich selbst noch, nachdem wir schon stundenlang beschossen worden waren, und es begegnete sogar Leuten, welche wiederholte Beweise ihres Mutes und ihrer Hingebung dadurch an den Tag legten, dass sie sich nach der Tötung ihrer Pferde wieder beritten gemacht und ebenso den im allgemeinen erlassenen Befehl zu schneller Rückkehr in Reihe und Glied für diejenigen, die Verwundete zurückbrachten, pünktlich befolgt hatten.

Ich bemerke dies, um darauf aufmerksam zu machen, wie unsicher und trügerisch die Schlüsse sind, zu denen man sich so leicht aus Unerfahrenheit verleiten lässt. Möge doch jeder in seinen Anforderungen an junge Soldaten billig und besonders in dem Urteil über den persönlichen Mut seiner Kampfgenossen vorsichtig sein."

In den letzten deutschen Kriegen sind von Kriegsteilnehmern sehr oft ähnliche Betrachtungen angestellt worden.

Der Advokatenbauer.

Roman von **Dietrich Theden.**

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Aber die Luft und die Bewegung taten ihm gut. Es wurde wieder klar in ihm, und er berechnete sein Verhalten kalt und verschlagen. Er durchquerte eine Reihe von Strassen und bog in eine verrufene Gasse ein, an deren Ende er auf eine Droschke zuschwankte, deren Führer vom Bock kletterte und bereitwillig den Schlag öffnete:

„Die Weiber —!" lallte Oldekop, brach in prustendes Lachen aus und schob sich unbeholfen in den Wagen.

„Wohin?" fragte der Kutscher.

„Gro—grosse Johannisstrasse," stotterte der Fahrgast, „Nummer z—z—zwölf."

„Der hat geladen!" kalkulierte der Kutscher, und er forderte den doppelten Preis, als der Gast beim Aussteigen in gut gespielter Komödie gegen einen Laternenpfahl taumelte und sich scheinbar nur schwankend auf den Beinen hielt.

„Ist — ist das nicht — ein bisschen v—viel?" fragte Oldekop. „Ge—geben Sie mir doch 'mal — Ihre Nummer."

Der Kutscher reichte ihm sorglos den verlangten Zettel mit der Nummer und behauptete ruhig: „Ist ja noch Nachtzeit, also doppelte Taxe."

„Ach so!" knurrte der Fahrgast, zahlte ein Trinkgeld über den geforderten Betrag hinaus, liess den zerknüllten Zettel wie zufällig mit in die Geldtasche gleiten und wandte sich ohne Gruss ab.

Die Haustür war bereits geöffnet, und sowie Oldekop ausser der möglichen Sehweite des anscheinend noch vor der Tür haltenden Kutschers war, liess er die Maske des Betrunkenen fallen, öffnete die Flurtür behutsam und suchte geräuschlos das Bett im ‚Bureau' auf.

Als um acht sein Sohn zum Wecken kam, stellte er sich schlafend, obwohl er kein Auge geschlossen hatte.

Um neun sprach seiner Zusage gemäss der Arzt vor. Er fand Oldekop im Schlafrock am noch nicht abgeräumten Kaffeetisch, das Morgenblatt lesend.

Das Befinden der Frau hatte sich gehoben. Der Arzt riet ihr, noch den Tag sich auszuruhen, und gab flüchtig die Versicherung, dass sein Wiederkommen nicht nötig scheine.

„Soll ich Ihnen die Nota zusenden?" fragte er geschäftsmässig.

Detlev Oldekop winkte ab.

„Die Kleinigkeit, Herr Doktor!"

„Ich berechne den Besuch mit drei Mark."

„Also sechs —," stimmte Oldekop bei und zahlte den Betrag auf den Tisch. —

Viertes Kapitel.

„Der Bauer bleibt lang," sagte Anna Wichbern in der Küche zu einem der Mädchen.

„Ja, Mamsell," kam die Antwort.

Anna Wichbern glättete in der Wohnstube an dem sauber gedeckten Kaffeetisch und wartete.

Das junge Mädchen war eine ungewöhnlich sympathischeErscheinung; von schöner, schlanker Figur, eine natürliche Anmut in Haltung und Bewegung; das reiche Blondhaar schlicht gescheitelt und nach hinten zu einem schweren Knoten verschlungen; das blaue Auge klar; die Stirn frei und rein; durchgeistigt und ein Gemisch von Energie und Weichheit die feinen Züge. Sie trug ein einfaches, blaues Wollkleid und über diesem eine schwarzseidene Schürze, wie meistens, wenn sie den Bauern erwartete und die grobleinene, hellfarbene Arbeitsschürze abgelegt hatte.

Sie griff tapfer mit zu in der Wirtschaft, scheute vor keiner Arbeit zurück und wusste es doch einzurichten, dass sie repräsentierte, wenn sie mit den Bauern zu tun oder einen Besuch zu empfangen hatte. „Blitzsauber!" pflegten die Reickendorfer Freunde Hans Oldekops sie zu loben und neidlos den eigenen Töchtern als Muster hinzustellen.

Auf der grossen Diele des Wohnhauses herrschte geschäftiges Treiben, und das Surren einer Dreschmaschine, das Peitschenknallen des die Pferde treibenden Knechtes drangen bis in die Wohnräume.

Die Stunden vergingen, und als mit dem neunten Glockenschlag die Frühstückszeit herangekommen war und das Surren und Knallen und Hantieren auf Diele und Hof schwieg, wurde Anna über das Ausbleiben des Bauern doch unruhig.

(Fortsetzung folgt.)



SONNTAGS-BEILAGE DER „KRAKAUER ZEITUNG“



Hein Spökenkieker.

Skizze von **Paul Alexander Schettler.**

(Nachdruck verboten.)

Hein Marxsen stapfte die kleinen düsteren Gassen der Hafenstadt entlang. Wie einemTrunkenen war ihm zu Mute. Die kleinen Häuser schienen sich vor ihm zu neigen und zu knixen: Hein Spökenkieker, büs all wedder dor?“ Der Laternenpfahl vor der alten Schifferkneipe tänzelte und versuchte ordentlich, einen Kratzfuss vor Hein zu machen, dass Hein lachen musste. Ihm selber war, als hätte er Flügel oder wäre „duhn“, wie sie an der Waterkante sagen. Aber er war so nüchtern, wie das ein Urlauber sein konnte, der mit frischer Brise in die Heimat einlief. Aber dass er nun wieder nach Monaten festen Boden unter den Füssen hatte, und dass es der Boden der Heimat war, das machte ihn wohl so närrisch, dass er alles um sich koboltzschiessen sah. Ja, wenn er von Jugend auf eine Wasserratte gewesen wäre! Aber das war Hein Marxsen nicht.

Wer wie er tagaus und tagein in einem kleinen Exportkontor an einem schmalen Pult gesessen und durch ewig trübe Scheiben auf einen dunklen Hof hatte blicken müssen . . .

Freilich, das war nun eine märchenhafte Zeit her. Hein Marxsen wurde es nicht leicht, sich in seine vorkriegerische Vergangenheit zurückzuversetzen. Ja, was so ein rechter Krieg ist! Da rechnen die daheim wohl nach, so und so lang ist er nun im Felde, der Hein, rechnen nach Tagen, Monaten, Jahren — aber, dass er wie ein ganzes Menschenleben sein kann, wie eine grosse lange Ewigkeit, das fassen sie nicht, die daheim.

Nun, Hein wusste es, seit er draussen war. Und er würde sich nicht im geringsten wundern, wenn er jetzt einen langen, eisgrauen Bart trüge, statt der rotblonden Stoppeln, so viel glaubte er an Erleben und Erfahrung reicher zu sein. Freilich, das Herz war ja noch jung und Muskeln hatte er bekommen, und eine Bronzefarbe imGesicht, davon hätte er sich hinterm Pult der Firma M.Schröder nichts träumen lassen. Und er hatte sich doch so manches träumen lassen in jener dunklen Schreibstube, in der es immer nach Teer und Hanf roch.

Das Träumen, das hatte er nicht lassen können. Und sie hatten wohl nicht so unrecht, wenn sie ihn den „Spökenkieker“ nannten. Und Fiete besonders. Was Fiete Krögers wohl sagen möchte, wenn sie ihn so wiedersehen würde? Ob sie das damals in ihm vermutet hätte? Sie, die ihn immer ein bisschen von oben herab behandelte, als sei sie viel zu fein für so 'nen kleinen Kontorschreiber, der nichts Rechtes war und nichts Rechtes vorstellte. Was wusste auch Fiete von seinen Träumen und Plänen, Fiete, die so praktisch war, die mit klaren Augen und nüchternen Sinnen in die Welt sah. Nicht einmal seine Verse hatte sie anerkannt, Verse, die er in sehnsüchtigen Nächten auf sie gemacht hatte und mit denen er glaubte, sie erringen zu können. Gelacht hatte sie, ihn weidlich ausgelacht, und mit den Worten „dummen Snak“ hatte sie seine heiligsten Gefühle getroffen. Seitdem hatte er nicht mehr gedichtet. Aber die Wunde trug er lange im Herzen. Auch noch, als er im Kontor der Firma Schröder mit nüchternen Zahlen umgehen lernte.

Sie waren als Nachbarskinder mitsammen aufgewachsen, Fiete und er. Und schon, als sie noch Kinder waren, hatte Fiete immer ein wenig die Mütterliche gespielt, hatte resolut und willensstark den schüchternen und weicheren Hein gelenkt, hatte ihn bevormundet und ihn umsorgt. Und Hein hatte sich gefügt und von ihr leiten lassen. Er hatte immer das Gefühl gehabt, zu ihr aufblicken zu müssen, ein Gefühl, das seinen spät erwachenden Jünglings- und Mannesstolz oft peinigte und ihn ihr gegenüber immer unsicher und verschlossen machte.

Als er dann wahrnahm, wie sie sich auch im Leben ihre Stellung schaffte, selbständig und sicher, wie es ihre Art war, empfand er es bitter, dass es ihm nicht glücken wollte, ihr seinerseits zu zeigen, dass auch er dem Leben gewachsen war und etwas erreichen könnte. In solchen Stunden der Erkenntnis traf ihn das Neckwort „Spökenkieker“ tief und brennend, und stundenlang sass er sinnend über das Lagerbuch von MatthiasSchröder gebeugt und vergrub sich in Pläne, Abenteuer, baute Luftschlösser und liess seine Sehnsucht ihre Flügel über weite Länder spannen.

Immer stärker je öfter er über den Büchern sass, und nüchterne Schreibarbeit verrichtete, packte ihn die Sehnsucht in die Ferne. Mit den Waren, die aus seinen Händen in fremde Länder gehen sollten, wanderten seine Gedanken, und aus weit herkommenden Briefen und Mitteilungen, aus dem Bilde überseeischer Marken formten sich vor seinen Blicken seltsame Landschaften, sah er wie eine Fata Morgana eine bunte schöneWelt schimmern und leuchten und locken.

Und in dem Bilde phantastischer Länder tauchte plötzlich eine Gestalt auf. Die hatte flachsblondes Haar, helle graue Augen und ein Lächeln: Fiete. Immer wieder Fiete. In allen seinen Träumen erschien sie.

Da hatte er sich schliesslich doch ein Herz gefasst und hatte zu ihr gesprochen. Von seinen Plänen, von ihrer beider Zukunft, dass immer nur sie in seinen Träumen erschiene, und wie herrlich es doch sein müsse, zu zweien so viel Schönes zu geniessen.

Aber Fiete hatte ihn mit ihren klaren grauen Augen angesehen, hatte den Kopf geschüttelt und ganz ernsthaft gesagt: „Lot di man er's den Wind um de Näs gohn. Hein Spökenkieker, denn will ik din Fru warrn!“ und sie hatte ihn stehen lassen mit all seinen Plänen und Hoffnungen, wie damals, als er ihr seine Verse zeigte.

Da wurde er trotzig, der Hein Spökenkieker. Vergessen wollte er sie, die Undankbare. O, sie sollte nicht denken, dass er ihr nachtrauern würde, es gab ja so viele Deerns, die ihre Blicke nach ihm warfen. Und wenn er man auch ein einfacher Kontorschreiber war, so eine wie sie bekäme er noch immer. Das sagten auch seine Freunde, mit denen er jetzt viel und lange in Wirtschaften und auf Tanzböden fröhliche Geselllschaft pflegte. Bis ihm auch das zuwider wurde und er wieder sich in sich selbst zurückzog.

Wiener Theaterbrief.

Nach zwei Entgleisungen hat sich im Deutschen Volkstheater endlich der erste künstlerische Erfolg eingestellt, auf den Direktor Wallner, der mannigfach angefeindete, ehrlich stolz sein darf.

Es war ein ziemlich schwieriges Problem, Shakespeares „Wintermärchen“ in würdiger Inszenierung herauszubringen, umsomehr als die technischen Behelfe einer Drehbühne nicht zur Verfügung standen. Regisseur Halm half sich mit einem von Säulen getragenen, stabilen Bühnenrahmen, der ihm eine raschere Verschiebung der fein stilisierten Szenenbilder gestattete. Den Höhepunkt erreichte die Inszenierung in dem reizenden Schäferidyll des zweiten Aktes, wo uns eine üppig-schwüle Sommerlandschaft vorgezaubert wurde.

Auch auf die Rollenverteilung war diesmal grosse Aufmerksamkeit verwendet worden. Jeder einzelne, bis zur geringsten Episode, erschien auf seinem Platze. Frau von Wagner zeichnete die Gestalt der Hermione mit edler Würde. Frau Ullerich war eine resolute Paula voll echter Natürlichkeit. Herr Klitsch verstand es, das Pathologische in der Handlungsweise des Königs Leontes durchschimmern zu lassen; Kutschera erwärmte als Polyxenes mit seiner treuherzigen Biederkeit; Herr Kramer war als Antolycus ein Spitzbub, wie er im Buche steht. Fräulein Hochwald und Herr Huber verkörperten die beiden Liebenden, Perdita und Florizel, mit jugendlicher Frische und Anmut. Einen grossen Gewinn für das treffliche Ensemble bildet der neuengagierte Herr Stein, der als junger Schäfer aussergewöhnliche Qualitäten für das komische Fach an den Tag legte.

Nicht unerwähnt darf die stimmungsvolle Musik Julius Bittners bleiben, die in dem Vorspiele zum dritten Akte in einem wundervollen Flötensolo herrliche Blüten trieb.

Wir freuen uns für Direktor Wallner, diesen strebsamen Bühnenleiter, ob des schönen, künstlerischen Erfolges, den er an seiner neuen, ihm so sehr missgönnten Wirkungsstätte errungen hat. Vivant sequentes!

Es trifft sich gut, dass es mir vergönnt ist, gleich im Anschlusse an dieses Lob, von dem neuerlichen Siege zu berichten, den der Herrn Wallner so wesensverwandte Geheimrat Rainer Simons in seiner „Volksoper“ mit der Erstaufführung der „Walküre“ von Rich. Wagner erfocht. Es ist staunenerregend, wie dieser geniale Direktor bei den beengten Raumverhältnissen seiner Bühne so prachtvolle, perspektivische Szenenbilder hervorzuzaubern vermag und mit verhältnismässig bescheidenen Fundusmitteln der Konkurrenz eines Hofoperntheaters würdig standhält. Abgesehen von der Inszenierung bot er uns in der musikalischen Aufmachung des machtvollen Werkes einen selten schönen Genuss sowohl inbezug auf die unter Grümmers bewährter Leitung stehende orchestrale Durcharbeitung der Partitur, wie auch hinsichtlich der Besetzung der gesanglichen Partien. Die Herren Manowarda (Hunding), Fleischer (Wotan) und Kubla (Siegmund) vereinigten sich mit den Damen Lefler (Brunhilde), Dorsay (Fricka) und Herz (Sieglinde) zu einer Gesamtleistung, wie sie vollkommener kaum gedacht werden kann.

Tief ergriffen lauschte das Publikum den ewigen Schönheiten Wagnerscher Musik und spendete nach den Aktschlüssen rauschenden Beifall.

Im „Carltheater“ ist nach langer Abwesenheit Alexander Girardi wieder einmal als Gast erschienen, um in der Operette „Mein Annerl“ von Fritz Grünbaum und Wilhelm Sterk, Musik von Georg Jarno die Rolle des Bahnwächters Dommaier zu kreieren. Und es sei gleich konstatiert, dass der unverwüstliche Künstler der Galerie seiner Schöpfungen neuerdings einen Typus hinzugefügt hat, der an Originalität und Lebensfülle seinen Vorgängern nicht nachsteht.

Bahnwächter Dommaier besitzt eine reizende Tochter, das Annerl, um die sich ein junger Graf ernstlich bewirbt, während der Vater sie mit einem Bahnbediensteten von der nächsten Station vereinigen möchte. Annerl brennt mit ihrem Grafen durch, erhält in aller Kürze eine gesellschaftliche Erziehung und soll sich nun anlässlich eines Festes im Hause des verwitweten Grafen Taxa, der sie für seine Tochter ausgibt, offiziell verloben. Da schneit Papa

Er war und blieb doch Hein Spökenkieker, und er wär's wohl bis an sein Lebensende geblieben, wäre nicht der Krieg mit einem ordentlichen Donnerwetter dreingefahren. Als der Krieg kam, schloss Matthias Schröder sein kleines Exportgeschäft bis auf bessere Zeiten. Hein Marxsen klappte das Lagerbuch zu, verschloss es, wie alle Abende, sorglich in das schmale Pult, wischte sich die Feder am Aermel ab, stellte Tintenfass, Löscher und Leimtopf sorglich in einer Reihe auf, riss das Blatt vom Kalender, wie er es immer zu machen pflegte und wurde — Mariner.

Noch ehe er recht wusste, wie ihm geschah, dampfte Hein Marxsen auf hoher See in den Krieg gegen Old England, ein sonnengebräunter, kräftiger Matrose, dass er sich selber kaum wieder erkannte. Nun lernte er die See kennen, von der er immer geträumt, und ein Leben, darüber er seine stille graueVergangenheit vergass. Ein hartes, ernstes, aber auch abenteuerreiches Dasein auf dem kleinen Wachtschiff, auf dem er Dienst tat. Fahrten, die köstlicher waren, als alle Reisen in ferne Länder, Fahrten, bei denen es oft um Leib und Leben ging, die ganze Kerle forderten . . .

Und nach Jahr und Tag fühlte Hein Marxsen wieder Boden unter den Füssen, festen Heimatboden, schritt durch all die Gassen und grüsste all die Häuser und Plätze von ehemals, und wunderte sich, dass er keinen eisgrauen Bart trug, so lange glaubte er fern gewesen zu sein. Die Stadt aber vor ihm lag wie im Dornröschenschlaf, die Menschen gingen und kamen, als wäre nichts geschehen, als sei Friede überall und er, Hein Marxsen, träume nur, dass er draussen gewesen und dem Tode ins Auge gesehen . . .

Träumte er wirklich? War das, was in ihm nachklang an Spannung und Erleben, nur Traum? Er blieb stehen und wischte sich mit der Hand über die Augen.

Da war ihm, als lege sich ein weicher, sanfter Bann über seine Blicke, wie Frauenhand, und als er danach griff, blieben ihm zwei Hände in seinen Fäusten und im Umdrehen erkannte er:

„Fiete!"

„Na, Hein, kennst mi noch?" lachte es ihm entgegen.

„Büs du dat wikli, Fiete?" sagte Hein, denn er konnte noch immer nicht fassen, dass er Fiete leibhaftig vor sich habe.

„Hein Spökenkieker, ik glöw, du drömst noch ümmer!" schalt sie.

„Ja, Fiete, dat muss woll sin!" lachte Hein und schüttelte ihre Hände.

„Hes' di denn de' Wind um de Näs' gohn loten, Hein?"

„Dat will ik meen'n Fiete!" nickte Hein und ein Schatten von Ernst flog über seine Züge.

„Na, dat is good, denn könnt wi jo glick dat Upgebot bestell'n!" meinte Fiete kurzweg.

Da riss Hein Marxsen doch die Augen auf.

„Deern!" rief er, „du wist' min Fru warrn? Is dat din Irns?"

„Jo doch, wat enn versproken hat, dat mut hä ok hollen! Na, denn komm man to, Modder lurt all op die. Bis lang blewen, Spökenkieker!"

Lachend schob sie ihren Arm unter den seinen und zog ihn mit sich fort. „Spökenkieker", murmelte Hein vor sich hin, ja, das stimmte schon. Was hatte der ganze Krieg genutzt? Er war und blieb doch ein Traumseher, dem die Welt wie ein Zaubergarten vor den Füssen lag. Wie aus der Ferne hörte er das Lachen Fietes und spürte doch ihre junge, warme Gestalt so nah an der seinen.

Schweigend schritt er neben ihr her.

Nur einmal, als Fiete unter Lachen und Schwätzen sagte: „Nu, Hein, segg du doch ok mal wat!" flüsterte er: „„Min Deern, min lewe Deern!"

Oft gehen Frauen...

(Przechodzą czasem...)

Oft gehen Frauen — meines Traums Visionen
An mir vorbei,
Da leuchten meine Augen und ich wähne,
Dass sie es sei.

Doch gehen alle weiter, meiner Sehnsucht
Nur Trug und Schein,
Und immer bin ich, tiefsten Gram im Herzen
Allein, allein...

Aut. Nachdichtung aus dem Polnischen von
Ella Mandel.

Aus der niederrheinischen Franzosenzeit.*)

Jetzt erscholl von der Strasse her erneuter Trommelwirbel. Gleich darauf wieder Kolbenstosse gegen die Tür, und derselbe Sergeant, der vordem den Kapitän gemeldet, trat wiederum ein, stiess die Muskete, wie erst vor wenigen Minuten, nur noch energischer, gegen den Boden, dass die Stube fast wackelte und schrie noch viel lauter und wichtiger wie vordem: „Le citoyen Schnäbele, colonel du regiment Tresses jaunes!"

Schnell und militärisch betrat der Angemeldete das Zimmer, eine stattliche und imponierende Erscheinung, den federgeschmückten Hut auf dem Kopf, die engbehosten Beine in hohen, goldbebordeten Stulpenstiefeln, die dreifarbige Schärpe um den Uniformfrack, den Griff des breiten, gekrümmten Säbels in der Linken.

„Bon jour bisamme!" grüsste er und nickte etwas herablassend, aber immerhin gemütlich den Anwesenden zu, die sich vor ihm verbeugten.

„Ihr brüeget kei Angscht ze han", beruhigte der gewaltige Krieger die Versammelten. „Die armee republicaine isch kumme, um üech Fürschteknecht egalite, liberte un fraternite ze bringe."

„Vive la France!" schrie der Marquis,

Der Oberst sah sich verwundert um.

„C'est l'emigrant, mon colonel, le ci-devant marquis Loriot de la Beauronde", erklärte der Kapitän, und der Kommandant nickte dem herabgekommenen Edelmann ein wenig spöttisch zu und sagte: „Ah, es isch mir e plaisir, mon cher. Ich verleihen üech hiermit der Ehrentitre „citoyen". Der titre Marquis, den können üehr in üehr dracket Nastüech inpacke. Macht numme dem neue titre Aehr und füehrt üech güet uff."

Das Gesicht des Marquis verlängerte sich merklich, aber er verzog es doch zu einem sauersüssen Lächeln und verbeugte sich dankend.

„Citoyen, min Liewer", belehrte ihn der Kriegsmann. „Bi—n—ües isch hüet alls citoyen. Selbscht d'r liew Gott isch d'r citoyen Dieu, wenn er noch am Lewen isch. Egalite, c'est la chose! Das merken üech." Und sich wieder an die Familie des Amtmanns wendend, schmunzelte er: „Un wie g'seit: Angscht brüechet ihr nit z'han, ihr Lid. Sorget numme, dass mir Kriegslid güet z'fresse kriege, damits üech nit üwel geht. — Und Ihr", rief er den Kapitän an, „Ihr adjutant, sorget numme, dass mer öwerall des Decret vom Oberscheneral ang'schlage wird, dass mer als Friend kumme, um de Lid von d'r Tyrannei zu b'freie, das m'r aber au als Friend eschtimiert si wolle. Sonst" — hier wandte er sich wieder an die anderen — „werde m'r bees cuntrair, hahahaha!"

Er blickte sich im Zimmer um und meinte nach gründlicher Besichtigung: „Des Stüwwel könnt m'r grad konveniere für min Quartierel", nickte, wie zur Bestätigung, sich gleichsam selber zu und befahl dann seinem Adjutanten: „Lassen he des Fähnle vom Reg'ment 'ninbringe!" Der Kapitän salutierte, schritt zum Fenster, winkte hinaus und kommandierte mit lauter Stimme: „Le drapeau!"

Alsbald erscholl lauter Trommelwirbel, die Musik intonierte wiederum die Marseillaise, stampfende Tritte nahten auf dem Hausflur, die Zimmertür flog auf, und ein halbes Dutzend wild aussehender Sansculotten, in langen, geflickten Hosen, einige unter ihnen nur in Holzschuhen, aus denen Strohhalme hervorschauten, stapften mit der Fahne, die ein Sous-Lieutenant trug, ins Zimmer. Draussen verstummte die Musik, und der Oberst und der Kapitän salutierten das Heiligtum des Regiments. Dann schrie der Kommandierende die Soldaten an: „Na, Messiöhs ihr Luesbüewe, hängt des drapeau numme do an d' Wand." Und sich lachend an die Bewohner des Hauses wendend, meinte er: „Jo, sie sind noch epps defekt in d'r Equipierung, die soldats von der grande armee republicaine, awer des Herzogtum Berg wird sie schon üesstaffiere müesse, die Herre Lumpesse."

Finster blickte der Amtmann drein bei dieser Ankündigung, und Ferdinand wandte sich ab und seufzte leise: „Unser arm bergisch Land."

Soweit die kleine, bezeichnende Inhaltsprobe, die, wie der ganze Roman, bei allem Humor doch des ersten Untergrundes nicht entbehrt. Das Buch ist ein schätzenswerter erzählender Beitrag zur Heimatkunde und recht für unsere Zeit geschaffen. Es belehrt uns gleichsam, was wir von den Franzosen erneut zu erwarten gehabt hätten, wenn uns unsere tapferen Soldaten diese ruhmrednerischen Barbaren nicht vom Leibe hielten.



*) Als neuer 1 Mark-Band der Wiking-Bücher, erschien soeben im Verlag der Wiking-Bücher, Leipzig, ein Roman von Walther Schulte vom Brühl, „Die Ohnehosen". Mit der Lebendigkeit und Farbenfrische, die dem Verfasser in seinen historischen Romanen besonders eigen ist, führt uns der Dichter in die in der Erzählungsliteratur noch wenig behandelte, aber sehr interessante Zeit des Einfalls der französischen Revolutionsarmee, der „Sansculottes" der „Ohnehosen" in die niederrheinischen Lande und zeigt, wie die „Freiheitshelden" damals hausten. Als Inhaltsprobe aus dem eben besonders zeitgemässen Roman möge hier ein kleiner Auftritt wiedergegeben werden, wie der Chef einer „Demi-brigade" der zerlumpten Krieger, der elsässische Oberst Schnebeli, in das Amthaus einer bergischen Stadt einfällt.

Bahnwächter herein, bringt einige Verwirrung in den vornehmen Kreis und vereitelt — ohne es eigentlich zu wollen — die Verlobung. Im letzten Akt finden wir Dommaier als Bahnhofportier in Penzing bei Wien wieder, mit Orden reich geschmückt und von unbändigem Stolze gebläht. Annerl führt ihm die Wirtschaft und hat sich scheinbar in ihr Schicksal gefunden. Da erscheint plötzlich der junge Graf und es gelingt ihm, nach mehrfachen Bemühungen die Zustimmung seiner feudalen Familie zu dieser Ehe zu erlangen, indem er seinen väterlichen Freund, Grafen Taxa, dazu bewegt, Annerl zu adoptieren und auf diese Weise zur Komtesse zu erheben. Georg Jarno hat zu dem nicht unamüsanten Buche eine flotte Musik geschrieben, die zwar keine besondere Note besitzt, aber immerhin recht melodiös und leicht fasslich ist. Einige Nummern haben sogar eine gewisse Schlagkraft, wie z. B. das Terzett „Grosstadtpfuhl", das von Girardi unnachahmbar vorgetragene Eisenbahnportierlied und das von ihm und Waldemar trefflich pointierte Duett „Vor zwanzig, dreissig Jahren..."

Neben Girardi, dessen Charakterisierungskunst wahre Triumphe feierte, bewährten sich in der Darstellung Herr Waldemar als halb bäuerlicher, halb weltmännischer Aristokrat (Graf Taxa), Herr Felix als verliebter junger Graf, sowie die Damen Berndt, Schwab und die stets köstliche Therese Löwe. Der Premierenabend stand im Zeichen des Erfolges, der dem Werke wohl einige Jubiläen sichern dürfte.

Die Bestrebungen der Direktion der „Wiener Kammerspiele" scheinen ernste Formen annehmen zu wollen. Diesen Eindruck hatte ich anlässlich der Erstaufführung von Gustav Esmanns Lustspiel „Vater und Sohn", das in der deutschen Bühnenbearbeitung von Rudolf Presber uns schon einmal vor mehreren Jahren einen vergnügten Abend bereitete. Mit einem feinem Einschlag ins Satirische schildert der Dichter die Familiengeschichte des Grosshändlers Holm und seines Sohnes Paul, der wegen einer dummen Liebesaffäre in die Welt geschickt wird und nach einigen Jahren als angesehener Mann in die Heimat zurückkehrt, um seinem einstweilen verwitweten Vater zu einer zweiten, überaus glücklichen Ehe zu verhelfen. Das aussergewöhnlich gut disziplinierte Ensemble hatte sich in seine Aufgabe völlig hineingelebt und brachte so naturechte Menschen auf die Bretter, dass man sich dem Theater gänzlich entrückt wähnte und an den Schicksalen der Leute förmlich persönlichen Anteil nahm. Die Aufführung verriet eine durchaus künstlerische Regieführung, die sich auch in der diskreten Inszenierung angenehm bemerkbar machte. Wenn Direktor Bernau diesen Kurs beibehält, so befindet er sich auf dem besten Wege, sein kleines Theaterchen zu einem beachtenswerten Kunstinstitute zu erheben, dem der Zuspruch der literarischen Kreise der Residenz sicher ist. ml.

Theater und Kunst.

Wiener Erstaufführung. Neue Wiener Bühne. „Der Kirschgarten“, Tragikomödie in vier Aufzügen von Anton Tschechow. — Das Werk erwies sich als ausgesprochenes Buchdrama, dessen Gestalten jede selbstständige Lebenskraft mangelt. Es sind durchwegs Menschen, die sich in ihre eigene Gedankenwelt eingesponnen haben und durch nichts aus diesem selbstgezogenen Kreise herauszubringen sind. So kann denn auch unter ihnen nicht jener Kontakt hervorgerufen werden, der sie zu wirksamen Figuren einer einheitlichen Handlung formt. Es entstehen unüberbrückbare Längen, die auf der Bühne lähmend wirken, beim Lesen aber unbeachtet bleiben. — Trotz sorgfältigster Regieführung und beispielgebender Darstellung konnte kein Publikumserfolg erzielt werden. Nur einige wenige Feinschmecker schienen befriedigt zu sein. Demnach war der Beifall, der den Aktschlüssen folgte, nicht ohne Widerspruch.

—ml.

Vor zwei Jahren.

22. Oktober.

Oestlich von Medyka gewannen wir Terrain und stürmten die Kapellenhöhe nördlich von Mizyniec. — In den Karpathen wurde der Jablonicapass genommen. — Auf ungarischem Boden ist kein Feind mehr. — Beiderseits der Strwiaz wurde der Angriff vorwärts getragen. — Bei Stary Sambor nahmen wir zwei Stellungen des Feindes. — Unsere Truppen sind in Czernowitz eingerückt. — Die Kämpfe am Yserkanal dauern noch fort. — Oestlich Dixminden wurde der Feind zurückgeworfen. — Nordwestlich und westlich Lille wird erbittert gekämpft, der Feind weicht an der ganzen Front langsam zurück. — Heftige Angriffe aus Richtung Toul gegen die Höhen südlich Thiaucourt wurden unter schwersten Verlusten für die Franzosen zurückgeworfen.

Vor einem Jahre.

In Ostgalizien herrschte Ruhe. — Heftige Vorstösse auf die neuen Stellungen bei Nowo-Aleksiniec und Zalocze brachen in unserem Artilleriefeuer zusammen. — Die Kämpfe am Styr nahmen an Heftigkeit zu. — Bei Czartorysk wurden die Russen durch einen Gegenangriff geworfen. Versuche des Feindes, nordwestlich von Czartorysk und gegen Kolki sich Luft zu schaffen, wurden vereitelt. — Bei Baranowitschi brachen alle Angriffe zusammen. — Gegen die Streitkräfte in Lauen unternahmen die Russen mehrere heftige Vorstösse, die glatt abgewiesen wurden. — Die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen hat die allgemeine Linie Arnajevo bis Slatina-Berg erreicht. — Von den Bulgaren wurden Kumanovo und Köprülü besetzt. — An der Westfront keine besonderen Ereignisse.

FINANZ und HANDEL.

Helfferich über die deutsche Kriegs- und Friedenswirtschaft.

In der Sitzung des Reichstagsausschusses schilderte Staatssekretär Helfferich die Zerstörung von Milliardenwerten in den Kriegsgebieten des Elsass und Ostpreussens, den Kapitalverlust der Reedereien, den Einfluss der Metallbeschlagnahme auf die Anschaffung und Ergänzung von Maschinen und die Aenderung in der Verwendung des Kapitals, das weniger für die Volkswirtschaft als für Kriegszwecke arbeitet, woraus sich wieder die Geldanhäufung in Sparkassen und Banken erklärt, die die gewaltigen Zeichnungen auf die Kriegsanleihen möglicht macht. Das im Ausland arbeitende Kapital ist durch die Sequestrierung und Liquidierung der ausländischen Anlagen geschädigt, ebenso durch die Entwertung der ausländischen Wertpapiere. Menschliche Arbeit ist zerstört durch die Todesopfer des Krieges und durch die Verkrüppelungen, die der Volkswirtschaft Kräfte entziehen, und dabei ist auch zu bedenken, dass die noch vorhandenen Arbeitskräfte hauptsächlich für Krieg und Kriegsarbeiten verwendet werden.

Die Rückkehr zur Friedenswirtschaft soll unter staatlicher Führung erfolgen; deshalb hat die Bundesratsverordnung vom August 1914 einen Reichskommissär für die Uebergangswirtschaft eingesetzt. Seine Hauptaufgabe wird sein: die Zurückführung der Soldaten in die Friedenswirtschaft, die Beschaffung der notwendigen Arbeit, die Kriegsbeschädigtenfürsorge, die Herausziehung der weiblichen und jugendlichen Arbeitskräfte, die Wiederherstellung der zum Teil aufgehobenen Arbeiterschutzgesetzgebung. Für das Kapital kommt besonders Ausnützung und Steigerung der Produktion und äusserste Sparsamkeit in Betracht, wie sie jetzt schon während des Krieges geübt wird, Rückbildung des Kapitals für Friedenszwecke, Kreditbeschaffung für feststehende und bewegliche Anlagen, Kreditbereitstellung für den städtischen Grundbesitz und für die Reedereien, Wiederbelebung des jetzt vollkommen ausgeschalteten Handels, Verbesserung der Währung und Flüssigmachung der in Kriegsanleihen festgelegten Kapitalien.

Spielplan des Städtischen Volks-Theaters

vom 21. bis 22. Oktober.

Beginn der Vorstellungen halb 8 Uhr abends.

Samstag, den 21. um 3 Uhr nachmittags für die Schuljugend: „Halschka von Ostrog“; abends: „Das Dreimäderlhaus“.

Sonntag, den 22. um 3 Uhr nachm.: „Ludwig XI.“; abends: „Maria Stuart“.

Kinoschau.

„NOWOŚCI“, Starowiślna 21. — Programm vom 19. bis 22. Oktober:

Helgas Sünde. Sittendrama in vier Akten. — **Das schönste Geschenk.** Lustspiel. — **Flussfahrt auf dem Lobregat.** Naturaufnahmen.

„WANDA“, Ul. św. Gertrudy 5. — Programm vom 20. bis 22. Oktober:

Kriegswoche. — **Ehe auf Kündigung.** Lustspiel. — **Geheimnis des Schlosses St. Privat.** Detektivdrama in fünf Akten.

„PROMIEŃ“, Podwale 6. Programm vom 20. Oktober bis inkl. 26. Oktober.

Kriegsaktualitäten. — **Der König der Yankees.** Sensationsdrama. Worldfilm! — **Wurstfabrikation.** Komödie.

„UCIECHA“, Ul. Starowiślna 20. Programm vom 20. Oktober bis inkl. 26. Oktober.

Kriegsaktualitäten. — **Das jüngste Gericht.** Sensationsdrama einer Erdkatastrophe. — **Der Lebensretter.** Eine Badehumoreske.

„ZACHĘTA“, Ringplatz im Hawelka-Hause. Programm vom 20. Oktober bis inkl. 26. Oktober.

Das süsse Mädel. Lustspiel. **Begegnung nach dem Tode.** Kriminaldrama. — **Schwedischer Pfadfinder.** Natur.

Die „Krakauer Zeitung“ ist in allen Zeitungsverschleissstellen erhältlich!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: **Erwin Engel.** Drukarnia Ludowa in Krakau.